

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 62 (1958-1959)

Heft: 4

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 5

Autor: Rothe, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS ROTHE

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Thibaudet bog ab. Die Türme von Notre-Dame verloren ihn aus dem Gesicht. Es regnete stärker. Er eilte an den Häusern entlang; einmal musste er über eine offen gelassene Kellerluke springen. Jeder andere wäre hineingefallen, aber er brauchte den Rhythmus und die Weite seiner Schritte nur ganz unmerklich zu unterbrechen. Ein paar Karren waren von ihren Kutschern auf der Fahrbahn stehen gelassen worden. Die Pferde streckten die gesenkten Köpfe weit vor, was wie eine unnötige Kraftanstrengung wirkte. Hinter der Glasscheibe eines Bistro sassen einige Kutscher und warfen ab und zu einen zufriedenen Blick auf die dicken Fäden des Regens, woraus zu ersehen war, dass es sich nicht um ihre eigenen Fuhren handelte, die sie draussen warten liessen.

Maître Thibaudet betrat die Zelle Dr. Devals. Thibaudet hatte eine Uebung darin, Türen hinter sich zuzuwerfen, dass sie gerade noch fest ins Schloss fielen, aber nur noch ein ganz geringes Geräusch machten. Eine Tür zuknallen konnte jeder, aber die Schwere der Tür, die Widerstandskraft des Schlosses und den etwa entgegenwirgenden Luftstrom richtig zu berechnen, das war ein Kunststück. Thibaudet hatte ein «Gefühl für Türen». Sobald er einmal, höchstens zweimal eine Tür in der Hand gehabt, sie hinter sich geschlossen hatte, war er mit ihr vertraut. Durch die Zellentür Dr. Devals war er nun schon zweimal gekommen und zweimal gegangen. Er öffnete sie, erschien hochaufgerichtet auf der Schwelle, betrat den Raum, gab ihr mit zwei Fingern den für nötig geachteten Schwung, und mit einem leisen präzisen Klick schnappte die Tür ein. Derartige Erfolge mit Türen nahm Maître Thibaudet stets für ein gutes Vorzeichen, wie er anderseits imstande war, eine Unterredung völlig zu verpfschen, wenn sich die Tür etwa nicht gleich auf die

gewollte Weise geschlossen hatte, wenn ein zweiter Versuch nötig war, oder wenn ein unvermuteter Zugwind sie knallend ins Schloss warf.

Die Zellentür Dr. Devals hatte sich also auf vorbildliche Weise geschlossen! Thibaudet klopfte sich den Mantel ab, zog das Heft aus der Tasche und warf es mit Schwung auf den Tisch. Wenn sich die Tür nicht so prachtvoll geschlossen hätte, wäre er mit dem als kostbar betrachteten Objekt etwas ökonomischer umgegangen, hätte es zögernd in die Unterhaltung eingeführt. Aber er fühlte sich seiner Sache so sicher, dass er wie ein Held im im Theater dachte: holen wir uns einen kleinen Sondererfolg!

Es war trüb in der Zelle. Dr. Deval sass auf einem Mauerstein unterhalb des Fensters, als der Anwalt eintrat. Vielleicht war dieser Mauerstein früher die einzige Sitzgelegenheit in diesen Zellen gewesen, bis die humanitären Bestrebungen des 19. Jahrhunderts den dreibeinigen Hocker eingeführt hatten. Das Fenster der Zelle war so hoch angebracht, dass man nicht hinaussehen konnte. Wenn die Sonne schien, strich ein kräftiger Lichtstrahl ungefähr eine halbe Stunde lang über den Tisch. Heute aber war es düster, dass man, besonders wenn man von draussen kam, nur wenig erkennen konnte. Aus diesem Grunde war es dem Anwalt nicht möglich, sich genau über das Rechenschaft zu geben, was in den ersten Augenblicken vorging, nachdem er so stolz die Broschüre auf den Tisch geschleudert hatte. Es war nicht denkbar, dass selbst die schärfsten Augen vom Mauerstein herüber in diesem Lichte erkennen konnten, was auf der Umschlagseite des Hefts gedruckt stand.

Wenigstens meinte das der Anwalt. Zu seinem Erstaunen aber musste er den Doktor aufspringen sehen, seine Blicke schienen an dem unscheinbaren Heft festzuwachsen, er kam nicht näher, nein, sondern hielt sich mit beiden Händen an der Mauer, wobei er den Oberkörper ein wenig vorstreckte, ein wenig verdreht, wie man den heiligen Sebastian auf vielen alten Bildern dargestellt findet, der trotz der Pfeile, die ihn durchbohren, es für unschön hält, eine heftige Bewegung des Schmerzes zu machen. Der Anwalt war so betroffen, dass er nicht einmal eine nichtssagende beruhigende Albernheit hervorstossen konnte. Er hörte den Doktor mit fliegendem Atem hervorstossen: «Woher haben Sie das? Und dann noch einmal, beschwörend, fast wie um Mitleid bittend: «Woher haben Sie das?»

Thibaudet fühlte, dass nichts törichter gewesen wäre als diese Frage zu beantworten. Ausserdem fürchtete er sich vor Deval. Thibaudet machte sich nichts vor: er fürchtete sich. Er war in keiner Weise darauf vorbereitet, dass der stille, unscheinbare Doktor ihm Angst einflössen könnte. Er dachte an Fälle, wo Gefangene Anwalt und Wärter erwürgt hatten. Das, was ihm in seiner Analyse von Devals Gesicht neulich als dümmlich erschienen war, hatte den Ausdruck einer bitteren Wut angenommen. Thibaudet zog sich bis an die Tür zurück. Er griff hinter sich, um die Klinke zu suchen, merkte aber, dass er die Angel berührte. Das versetzte ihm einen neuen Schrecken. Noch eben hatte er die Tür so prächtig «gemeistert», und jetzt hatte er sich sogar darüber getäuscht, nach welcher Seite sie aufging. Deval sah ihn an. «Er merkt, dass ich fort will», dachte Thibaudet, «nicht röhren!» Aber Deval kam nicht näher.

Dass Maître Thibaudet nicht früher auf den Gedanken gekommen war! Diese Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, die Ablehnung eines Verteidigers, der Strafmilderung oder sogar Freispruch erzielen könnte, die arrogante Art Devals, so gut wie nichts zu sagen — Thibaudet hatte sie für seelische Tiefe genommen! — all dies, samt dem augenblicklichen so unerwarteten Ausbruch, liess nur eine Auslegung zu: Deval war nicht im Besitz seiner geistigen Kräfte. Das vermehrte das Entsetzen des Anwalts. Er selbst trank nie. Der Gedanke, dass ihn der Alkohol vielleicht einmal ein Wort sagen lassen könnte, das er nicht freiwillig und wohlüberlegt hervorbrachte, hatte ihn von jeher erschreckt. Die wüsten Kräfte der Natur waren ihm verhasst, ein Erdbeben konnte ihn zu Gotteslästerungen hinreissen. Und nun sah er sich in dieser engen Zelle allein mit jemandem, der von den wüsten Kräften der Natur erfasst worden war! Schon glaubte er knochige Hände an seiner Gurgel zu fühlen, glaubte sich niedergezwungen von der übermächtigen Stärke, die man Geisteskranken zuschreibt . . . er wollte den Wärter rufen, aber wie im Traum konnte er die Lippen nicht auseinander bringen . . . Da geschah etwas ganz anderes, und auch das aufzunehmen brauchte der Anwalt eine geraume Zeit.

Doktor Deval löste die Hände von der Wand, machte zwei Schritte, die weder heftig noch schleppend, weder bedrohlich noch taumelnd waren, zwei stille, gewöhnliche Schritte, setzte sich auf den Schemel, stützte den einen Arm auf das Knie und den Kopf in die Hand, und sah herüber nach

dem Tisch wie jemand hinter einem Schiff her sieht, das ihm den einzigen Menschen entführt, mit dem er sich versteht.

Auf einmal warf er einen feindseligen Blick auf Thibaudet, der den betroffenen Anwalt von neuem erschreckte. Es war wie ein letzter Versuch, durch den Deval sich vor etwas retten wollte, das jetzt aus mächtiger Höhe auf ihn herniederschlug. Aber er konnte sich nicht mehr retten. Einmal . . . zweimal zuckte er mit dem Kopf, dann . . . dann begann er zu weinen. Es war kein erlösendes Weinen, dem er erlag, sondern ein verbittertes Schluchzen, als verachte er sich und seinen Schwäche.

Thibaudet trat zu ihm, beugte sich nieder, fasste ihn verlegen am Arm. Er wusste nicht, was er reden sollte. Aber es geschieht oft, dass es nicht darauf ankommt was man sagt, sondern mit welchem Klang man spricht, welche unsichtbare Bedeutung man scheinbar banalen Worten zu geben vermag. Hätte ein Stenograph festgehalten, in welche Form Maître Thibaudet seinen Zuspruch kleidete, so wäre der Anwalt beim Anblick dieses Stenogramms in helle Wut ausgebrochen und hätte erklärt, man wolle ihn verhöhnen. Aber glücklicherweise wissen wir alle nicht, wie oft wir uns selbst mit den besten und reinsten Absichten lächerlich machen.

Folgendes hatte der Anwalt gesagt: «Aber mein lieber Doktor Deval . . . nun denken Sie einmal nach . . . ist das nicht ein guter Zufall, dass ich in einem so schwierigen Augenblick bei Ihnen bin . . . ? Natürlich dringe ich nicht in Ihre Geheimnisse . . . zum mindesten wissen Sie, dass ein Anwalt Schweigepflicht hat . . . genau so wie ein Priester . . . es ist immer noch besser, mit jemandem zu reden, der nichts weiterträgt. Ganz sicherlich hat Sie der Anblick dieser Broschüre so erregt . . . ganz sicherlich . . . das tut mir leid. Ich stecke sie in meinen Mantel . . . nun geht es Ihnen wohl besser? Und denken Sie nicht, Sie müsstet sich vor mir schämen. Zum Weinen ist manchmal jedem zumut . . . und es ist besser man weint . . . als man weint nicht . . . ich meine, es ist besser, man stösst einmal alles hervor . . . als man behält es ewig bei sich. Was meinen Sie nun, mein lieber Freund? Das beste ist, wir sprechen klar über alles. Dass ich mich Ihres Falles annehme, ist ja bereits klar zwischen uns . . . wie? Die Gerichtsbehörden sind einverstanden. Wir dürfen nachher nicht vergessen, dass Sie mir die Vollmacht unterschreiben. Natürlich nicht jetzt im Augenblick.

Wenn man über Geschäftliches redet, kommt man über seelische Erschütterungen am leichtesten hinweg . . . ich habe das immer gefunden. Darum denke ich zunächst nur daran, wie wir Ihnen helfen . . .»

Thibaudet hätte noch länger, mit halblauter Stimme und nach vorn gebeugt, so weiter geredet — einfach weil er zu nichts anderem fähig war — wenn nicht Deval, wie aus einem unbehaglichen Gedanken erwachend, plötzlich gefragt hätte: «Wissen Sie alles?»

Der Anwalt hatte einen glücklichen Einfall: «Es wäre besser, Sie gäben Ihre eigene Version.» Er stockte über diese Kühnheit. Dann fuhr er noch kühner fort: «Ich bin sicher, dass ich Sie auf glänzende Weise freibekomme!» Thibaudet teilte die Menschen in zwei grosse Klassen: das Schicksal der einen ist es, immer verurteilt zu werden, während die andern es an sich haben, dass man sie freispricht. Ein geübter Anwalt — nach der Meinung von Maître Thibaudet — sieht das, sobald der Klient ins Zimmer tritt. Bei Deval hatte er sich geirrt. Bei der ersten Bekanntschaft erkannte er in ihm den Unglücksvogel, der immer verurteilt wird, aber jetzt war er vom Gegenteil überzeugt.

«Ich kann darüber nicht reden», sagte Deval.

Thibaudet hatte über seinen vielen Gedanken schon beinahe wieder vergessen, was er vor einem Augenblick zu Deval gesagt hatte. Da fiel es ihm ein, und er antwortete: «Wir vom Gericht geben sowieso nicht viel auf Worte; für uns existiert nur das Geschriebene.»

Diese Auskunft schien den Doktor etwas zu erleichtern. Er überlegte und fragte nach einer Weile: «Also kennt das Gericht dieses Heft?» Thibaudet nickte. Deval stand auf, ging die paar Schritte bis zur Mauer unter dem Fenster, schneuzte sich mit abgewendetem Gesicht mehrere Male, steckte das Taschentuch ein, kam zurück an den Tisch, ging wieder zur Mauer unter dem Fenster, drehte sich um und sagte schliesslich: «Vielen Dank, Maître.»

Thibaudet suchte in seinen Papieren. Er legte ein Blatt auf den Tisch, öffnete ein kleines Tintenfass, das er aus seiner Rocktasche hervorholte, stellte es hin und sagte: «Nur noch die Vollmacht.» Er reichte Deval den Federhalter. Deval unterschrieb. «Lassen Sie mir bitte die Feder da», sagte er.

Thibaudet machte eine Geste, als ob sich das von selbst verstehe. Langsam packte er seine Sachen zusammen. Er war zufrieden. Die Situation

muss die Ereignisse gebären. Er hatte ein Heft auf einen Tisch gelegt, ohne eine Zeile darin gelesen zu haben. Dieses Heft hatte ihm nicht nur den erhofften Klienten verschafft, es hatte sogar auf den Klienten eine so starke Wirkung ausgeübt, dass man sich die von jedem Advokaten erträumte «Sensation im Gerichtssaal» fest versprechen konnte. Beim Hinausgehen fiel der Blick des Anwalts auf den Stoss weissen Papiers, den er neulich dagelassen hatte. Er versuchte zu überlegen, wie lange Zeit man wohl brauchen würde, um diese Blätter vollzuschreiben. Er merkte, dass Deval seinem Blick gefolgt war, hakte sich rasch den Mantelkragen zu und sagte, indem er dem Doktor die Hand gab: «Man wird sich verstehen, wie, lieber Freund?»

Deval nickte. Maître Thibaudet verschwand. Dass der Anwalt keine Fragen an ihn gerichtet hatte, rechnete ihm Deval hoch an. Nichts war berührt worden, nichts war entweicht. Er rückte den Tisch näher unter das Fenster und legte das Papier darauf. Seltsam, er hatte eine gewisse Eile bei diesen Vorbereitungen. Er lehnte den Ellbogen auf den Tisch, um zu sehen, ob der Tisch feststand. Er musste ein Stück dicker Pappe unter eines der Beine schieben. Endlich konnte er sich setzen. In diesem Augenblick fing in der Ferne eine helle Glocke an, ziemlich heftig zu läuten. Er erschrak. Ihn überkam die Vorstellung, er würde mit dem, was er vorhatte, nicht mehr fertig. Unverzüglich begann er zu schreiben: «Das Jahr 1867 war das Jahr der grossen Weltausstellung, der letzten unter dem zweiten Kaiserreich. Ich war damals 28 Jahre alt, Hilfsarzt im Krankenhaus Sankt Jakob und von der Stadt Paris für die Dauer der Ausstellung dem Sanitätsdienst «auf der Strasse», wie man damals sagte, zugeteilt worden. In der Rue de Rivoli hatte man eine Sanitätsstube eingerichtet für alle Arten von erster Hilfe. Sie unterstand dem im Jahre 1874 verstorbenen Dr. Michaud, der sich in der medizinischen Welt einen Namen durch Forschungen über Tropenkrankheiten gemacht hat. Im ganzen waren wir vier Aerzte, die sich abwechselnd in den Tages- und Nachtdienst teilten. Da ich der jüngste war, musste ich mich damit abfinden, dass ich am meisten Nachtdienst hatte. Eines Nachts —»

Deval nahm das Blatt in die Hand. Mit einem verzweifelten Ausdruck im Gesicht überlas er die paar Zeilen, die er soeben niedergeschrieben hatte. Nein! so konnte man vielleicht einen Bericht über die sanitären Zustände unter dem zweiten Kaiser-

reich beginnen, aber niemals eine . . . er stockte. Immer kam das Wort «ich» vor! Im letzten Satz allein dreimal. Als wollte er sich in den Vordergrund drängen, um Aufmerksamkeit bitteln, während er alles dransetzen müsste, sich von jenem Doktor Robert Deval zu trennen, dessen Erlebnisse er zu Papier zu bringen gezwungen war! Wer kann gerecht sein, der von sich selbst redet? Und er wollte gerecht sein, keine Entschuldigung finden, wollte ein für allemal abrechnen mit diesem Dr. Deval, den er verachtete! Da sah er ihn umherlaufen vor fünfzehn Jahren, in seiner Ungeschicklichkeit des Provinzlers, in der Arroganz des Pflichtbewusstseins, die ein kürzlich errungener Doktorhut verleiht. Damals stellte er vor sich selbst rühmend fest, dass er in seinem Beruf aufgehe, glaubte das Leben bereits zu meistern, ohne zu ahnen, dass er es überhaupt nicht kannte!

Die ferne, rasche Glocke läutete noch einmal. Da zerriss er das Blatt Papier, das er in der Hand hielt, und begann von neuem die Niederschrift.

Zweiter Teil

Herr Perrier war Vertreter einer Toulouser Papierfabrik. Den ganzen Tag hatte er Le Havre durchreilt, seine Kundschaft besucht und seine Muster vorgelegt. Er war zufrieden, denn er hatte mit der neuen Morgenzeitung, die vom 1. September 1867 an in Le Havre erscheinen sollte, einen Vertrag abgeschlossen, der ihm die ausschliessliche Papierlieferung auf die Dauer von drei Jahren zusicherte. Die Zeitung erwartete die erste grosse Sendung Ballen bis Mitte August, und Herr Perrier hatte gerade einen Brief zur Post gegeben, worin er seiner Firma den Erfolg mitteilte und ihr nahelegte, die vier zur Verfügung stehenden Wochen auszunutzen, damit die erste Lieferung sich auf keinen Fall verzögere. Perrier hatte nicht damit gerechnet, mit der Zeitung so schnell einig zu werden, und war darauf vorbereitet, die Nacht in Le Havre zu verbringen. Ein Hotelzimmer hatte er noch nicht gemietet. Dies pflegte er stets im letzten Augenblick zu tun, um sich auf diese Weise völlige Freiheit der Handlung zu bewahren. Wieder hatte sich diese weise Vorsicht bewährt! Statt durch ein Hotelzimmer, das zu bezahlen gewesen wäre, an Le Havre gefesselt zu sein, konnte er sich unbeschwert zum Bahnhof begeben. Es war noch reichlich Zeit für den Abendzug nach Paris, der um sechs abgehen und um Mitternacht auf dem Bahnhof Saint-Lazare eintreffen sollte. Dies würde

Herrn Perrier ermöglichen, bereits morgen früh nach Orléans weiterzureisen. Er verlor sich in Be trachtungen über die Vorteile dieser Zeitersparnis. Als er auf dem Bahnhofplatz eintraf, war es kurz nach halb sechs.

Einige Droschken fuhren heran. Die Pferde trugen Strohhüte. Es war den ganzen Tag über sehr heiss gewesen. Auch jetzt schien die Sonne noch keine Lust zu haben, ihre Kraft zu mildern. Kaum glaublich, dass man sich in einer Hafenstadt befand! Von kühler Brise keine Spur! Unter den leinenen Sonnenschutzdächern der Cafés am Bahnhofplatz sassen Männer mit offenen Jacken oder in Hemdsärmeln, die Kofferträger hatten sich alle zusammen hinter einem Mauervorsprung auf die Erde gesetzt und verliessen den Schatten nur, nachdem ein Reisender oder ein hilfsbereiter Droschkenkutscher eine ganze Weile lang «Porteur . . . porteur!» gerufen hatte.

Es war still heute nachmittag. Ausser dem gelegentlichen Rattern der Droschken, das sich so schnell entfernte, wie es gekommen war, hörte man nur vom Güterbahnhof herüber das leise Rollen von Eisenbahnwagen, die immer auf der gleichen Stelle hin- und herzugeleiten schienen, um von Zeit zu Zeit, beinahe mit rhythmischer Regelmässigkeit, zusammenzustossen. Einmal pfiff eine Lokomotive, aber auch das klang resigniert, als scheue die Lokomotive, der es bei dieser Hitze ganz besonders warm sein musste, jede Kraftanstrengung. Ein dickes Wölkchen weissen Rauchs flog über das Dach des Bahnhofs.

Gerade als Perrier die Halle betreten wollte, um sein Billett zu nehmen, fuhr ein Ton in diese Stille, der ihn, den Landmenschen, mit ehrfürchtigem Staunen erfüllte. Aber sogar auf die Hemdärmeligen in den Cafés schien er Eindruck zu machen, auf Leute, die ihr Leben am Meer verbrachten, denn sie standen auf, reckten sich, griffen in die Taschen, um zu bezahlen. Die Kofferträger erhoben sich rasch, und es machte ihnen nichts aus, den sonnigen Bahnhofplatz in raschem Lauf zu durchqueren und drüber, wo man ein Stück Quaimauer sah, hinter einem Lattenzaun zu verschwinden. Der Ton, der so mannigfache Wirkungen hervorbrachte, war das zischende, brausende Grollen einer Dampfsirene und dröhnte vom Hafen herüber. Als er über alles hinweggestrichen, durch alles hindurchgedrungen war, wurde er vom kräftigen Läuten einer Schiffsglocke aufgenommen, das eine ganze Weile anhielt.

(Fortsetzung folgt)